

KULTUR



DER PERSPEKTIVISCHE SATZ

»Ich verkaufe mein Instrument, weil ich mal so richtig konditern will, mit allem Drum und Dran, Kuchen, Cognac und so, ich möchte eine Konditorei eröffnen, wie Heino.«

HELGE SCHNEIDER

Der Mülheimer Jazzler und Kabarettist („Katzeklo“) verkauft seinen Steinway-Flügel. Der Preis: 95.000 Euro.

„Unsere Droge war der Hunger“

Das „Audioarchiv Kunst“ über die frühe Kunstszenen im Rheinland ist eine wahre Fundgrube

VON THOMAS KLIEMANN

KÖLN. Eine erstaunliche Karriere vom Sportreporter zum Feuilletonchef wird beschrieben, das Geständnis, dass für den Maler Karl-Otto Götz Köln eine „Negativstadt“ war, enthüllt, und dann sind da noch die Geschichten über die trubelige Klasse Beuys an der Düsseldorfer Akademie: Das „Audioarchiv Kunst“ ist eine wahre Fundgrube. Wenn etwa der Psychologe und Kunstwissenschaftler Friedrich Wolfram Heubach von der Produktion seiner collagehaften „Interfunktionen“-Hefte erzählt, die er in Heimarbeit mit Bügeleisen, Klebstoff oder Honig herstellte, klingt das wie ein Bericht aus einer fernen Welt. Die legendäre Zeitschrift erschien zwischen 1968 und 1974 in zwölf Ausgaben, Auflage im Schnitt hundert Exemplare.

„Ich war froh, wenn ich so ein ‚Interfunktionen‘-Heft durch den Druck gebracht hatte. Ich habe ja alles selber getippt und diese Titel mit Letraset, wo man jeden Buchstaben von einer Folie abreiben muss, angefertigt. Das war eine irrwitzige Arbeit“, sagt er, „Kunst musste es nicht sein, es musste einfach nur einen anderen Blick auf die Wirklichkeit eröffnen.“ Und es war auch eine Art Gegenöffentlichkeit, denn Heubach bot Künstlern, die nicht auf der documenta 4 dabei waren, wie Richard Long, Dan Graham, Joseph Beuys, Arnulf Rainer, Daniel Buren, Marcel Broodthaers und anderen, eine Möglichkeit, ihre Arbeiten im Magazinformat zu erstellen.

Die „Interfunktionen“-Hefte sind inzwischen begehrte Sammlerobjekte, und nur noch Eingeweihte wissen über jenes quirlige Organ Bescheid, das dem damals brodelnden Kunstbetrieb im Rheinland den Puls fühlte. Es gebe viele solche Geschichten, Anekdoten, Fakten, Erinnerungen, die es wert seien, konserviert zu werden, meint die Kunsthistorikerin und Journalistin Sabine Oelze.



Zeitzeuge für das neue Audioarchiv Kunst: Der ehemalige Kölner Museumschef Kasper König.

Foto: dpa

Zusammen mit ihrer Kollegin Marion Ritter, die auch Kuratorin und Kunstbloggerin ist, hatte Oelze den Maler Gottfried Graubner kurz vor seinem Tod auf der Insel Hombroich besucht. Der Künstler kam ins Reden. „Hintergründe von früher, Namen die keiner mehr kennt, tauchten auf“, erzählt Oelze.

Die Atmosphäre der noch jungen rheinländischen Kunstszenen wurde lebendig. Oelze und Ritter kamen auf die Idee, solche Erinnerungen zu sammeln: Es wäre ein Jammer, wenn diese Geschichten verloren gingen, meint sie. Also führten sie Interviews mit Künstlern wie Mary Bauermeister, Rissa, Konrad Klappheck, Gary Kuehn und Ulrike Rosenbach, mit dem Kritiker und Kurator Klaus Honnef, mit Museumsleuten wie Wulf Herzogenrath und Kas-

per König, Buchhändlern und Verlegern wie seinem Bruder Walther, Sammlern wie Rolf Rieke und Paul Maenz sowie Galeristen wie Rudolf Zwirner.

Eindrucksvolle Landschaft von Zeitzeugen

Eine eindrucksvolle Landschaft von Zeitzeugen der Kunstszenen im Rheinland. Jeweils rund einstündige Interviews entstanden. Oelze und Ritter schnitten dann die Fragen heraus, so dass mitunter sehr witzige, geistreiche Monologe von hohem Informationswert zusammenkamen. Im „Audioarchiv Kunst“ kann man diese Statements in Gänze abhören oder auch thematisch portioniert. „Stimmen zu den Anfängen der zeitgenös-

sischen Kunst im Rheinland“ ist das ambitionierte Projekt untertitelt. Die Stimmen sind auf der Homepage „audioarchivkunst.de“ versammelt. Kurz vor der diesjährigen Art Cologne ging das Audioarchiv mit zehn Zeitzeugenberichten online. Gerade sind weitere zehn im Internet veröffentlicht worden. Im Herbst und im Frühjahr folgen weitere Tranchen.

Und dann? Oelze: „Dann ist erstmal das Geld aus.“ Gerne würden die beiden Journalistinnen weitermachen, mit Interviews auch die 1980er und 1990er Jahre im Rheinland erschließen. Doch die Mittel von der Stadt Köln und dem Landschaftsverband Rheinland reichen nur für den ersten Zeitraum – der Spendenbutton auf der Seite werde ignoriert, klagt Oelze. Das Audioarchiv Kunst ist eine wunder-

bare Fundgrube. Herrlich etwa, wenn der heute in Bonn lebende Klaus Honnef über seine journalistischen Anfänge in Aachen plaudert. Er war Sportreporter, freier Journalist für das Blatt. Im Winter, wenn in seiner Domäne, dem Springreiten, nichts los war, schrieb er Film- und Studententheaterkritiken. Er absolvierte ein kurzes Volontariat und dann kam gleich der Karrieresprung zum Feuilletonchef. „Die Aachener Nachrichten hatten einen Usus: Sie feuerten gerne ihre Feuilletonchefs – wie sie es fünf Jahre später auch mit mir taten – und ersetzten sie durch Interner.“ So kam er 1965 zu seinem Job. 1968 gründete er das „Zentrum für aktuelle Kunst-Gegenverkehr“, ein wichtiges Forum der Avantgarde.

Es macht auch Spaß, der Malerin Rissa in die frühen

1960er Jahre zu folgen. An der Düsseldorfer Akademie hatte die Studentin an einem Samstag im Jahr 1959 an der Ateliertür des damals 45-jährigen Professors Karl-Otto Götz geklopft. „Wir haben uns in die Augen geschaut und es hat gefunkt“, erzählt sie.

1965 heirateten sie. Rissa erzählt vom ersten Kunstmarkt in Köln, wie schön es war, „so viel junge Kunst zu sehen“, über die erste Pop-Art bei Rudolf Zwirner, über die Antibewegung gegen den Kunstmarkt.

Ulrike Rosenbachs Internat über die Düsseldorfer Kunstakademie und insbesondere die Klasse Beuys sind hochinteressant. Unglaublich farbig sind die Berichte von Mary Bauermeister: „Alles, was Rang und Namen hat, schlief auf meinen Matratzen: John Cage, Christo, der Schriftsteller Hans G. Helms, der Pianist David Tudor, der koreanische Komponist Nam June Paik, der als Erfinder der Videokunst gilt. Dazu haben ihn meine Experimente mit Phosphorfarben inspiriert. Damals hatten wir alle kein Geld, wir waren froh, wenn es Kartoffeln mit selbstgemachter Mayonnaise gab. Unsere bewusstseinsweiternde Droge war der Hunger.“ Mary Bauermeister mietete 1959 eine Dachgeschosswohnung in der Lintgasse 28 in Köln. Dort richtete sie ihr Atelier ein, das zu einem Treffpunkt der Avantgarde wurde.

Die spätere Frau des Komponisten Karlheinz Stockhausen hat eine Gabe, jene turbulente Zeit wieder aufleben zu lassen. Ähnlich bunt sind Kasper Königs Erinnerungen an die Anfänge als Volontär bei Rudolf Zwirner. Da musste er zwar immer den Staubsauger von der Zwirner-Wohnung in die Galerie tragen, hatte aber auch wichtige Begegnungen mit Künstlern der Galerie. „Die paar Monate, die ich in Köln war, waren ziemlich entscheidend.“

www.audioarchivkunst.de

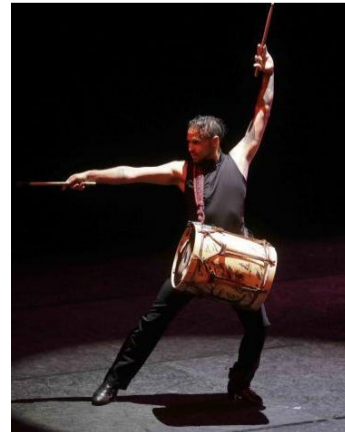
Bombos und Boleadoras

Philharmonie Köln: Tanzende Gauchos zeigen in „Che Malambo“, was Rhythmus ist

VON SUSANNE SCHRAMM

KÖLN. Mambo? Sí! Macarena? Sí! Malambo? Qué es? (Was ist das?) Während alle Welt den aus Kuba stammenden Paartanz und den in Spanien erfundenen Modetanz kennt, ist der argentinische Malambo hierzulande noch weitgehend unbekannt. Dabei ist er von allen drei Tänzen der älteste, seine Wurzeln gehen zurück bis ins 17. Jahrhundert, in die staubigen Steppen der südlichen Pampa. Dort zelebrierten ihn die Gauchos als geiziges Duell. Es handelt sich also um eine reine Männersache. Bei der zudem noch Bombos (zweifelhafte Zylinder-Trommeln) und Boleadoras (Lassos mit einem Stein am Ende) zum Einsatz kommen. Für westliche Tanzschulen nicht sehr geeignet.

Seit Dienstag hat der Duell-Tanz der südamerikanischen Cowboys eine Menge Fans mehr. Im Rahmen des 31. Kölner Sommerfestivals erlebte „Che Malambo – The Rhythm of Argentina“ eine wild umjubelte Premiere. 75 Minuten lang (ohne Pause) messen sich Federico Arrua, Fernando Castro und ihre zehn Kollegen im Zapateo, einer temporeichen Fuß- und Beinarbeit, die an den Rhythmus galoppierender Pferde erinnert. Immer schneller und komplizierter werden die Schrittfolgen, am Ende scheinen die Männer zu fliegen. Rasanter geht's nur noch im Zeiträffer. Sie umkreisen einander, belauern sich, fixieren sich mit den Augen. Die Köpfe hoch erhoben, die Schultern vorgehoben, die Arme vom Körper abgewinkelt, die Hände in



75 Minuten Hochspannung: „Che Malambo“.

Hüfthaltung – so als wollten sie, spielte das in einem anderen Amerika, gleich einen Colt ziehen. Stolze, maskuline Drohgebärden, die noch un-

terstützt werden von martialisches, kehligen Schreien. Sie greifen sich den Raum des Gegners, provozieren durch Nähe, erobern sich Territorium. In immer neuen Formationen. Mal zwei gegen zwei. Mal drei gegen acht.

„Che Malambo“ pulsiert im Klang der Bombos, die von allen auf einmal virtuos gespielt werden und eine machtvolle Stärke und Suggestivkraft entwickeln. Auch Gesang und Gitarrenmusik (Fernando Gareis) gehören dazu.

Wenn die Lassos dann so schnell sirren, dass sie wirken wie spiralförmige Hologramme, und die Kombattanten mutig mitten hineinspringen, den tödlichen Steinschlag nicht fürchtend, hält die Philharmonie den Atem an. Wer Stomp und die steppenden Iren von „Lord of the Dance“

erlebt hat und zu wissen glaubt, was Rhythmus ist, lernt hier noch viel hinzu.

Auf die Bühne gebracht hat die Show der Tänzer und Choreograf Gilles Brinas, der mit zahlreichen renommierten Compagnien in ganz Europa auftrat. Den alten, ersten Stil des Malambo hat er behutsam entstaubt, ihm ein wenig die Strenge und Ernsthaftigkeit genommen. Mitunter darf auch gelacht werden. Gauchos, die glauben, sie wären Ballerinas und auf Spitze tanzen, sind in der Tat sehr komisch. Nur die „Prima Colonia“-Einlage, die hätte man sich sparen können – aber die gehört bei Shows in der Philharmonie wohl jetzt dazu.

„Che Malambo – The Rhythm of Argentina“, bis Sonntag, 5. August. Karten: 0221-280 280.

IN KÜRZE

Italien schafft freien Eintritt ab

Die neue italienische Regierung schafft den freien Eintritt in öffentliche Museen ab, der bisher an jedem ersten Sonntag im Monat galt. Stattdessen sollen die Museen selbst entscheiden können, wann sie solche Gratis-Angebote machen, erklärte Kulturminister Alberto Bonisoli. Die jetzige Regelung beachte nicht die Besuchszahlen, die je nach Saison und Region variierten. Nach dem Sommer solle sie daher nicht mehr gelten.

Thema Vertreibung

Die diesjährige Ruhrtriennale unter dem Titel „Zwischenzeit“ soll im Zeichen von Migration und Vertreibung stehen. Vom 9. August bis zum 23. September werden mehr als 920 Künstler aus rund 30 Ländern Industriepark der Metropole Ruhr bespielen. Zu den 17 Spielstätten gehört unter anderem die Jahrhunderthalle in Bochum.